

## Werk

**Label:** Periodical issue

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1917

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0019|log59](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0019|log59)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 79a.

Schriftleiter: Friedrich Schultze und Gustav Meyer.

19. Jahrgang  
Nr. 12.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 19. September  
1917.

[Alle Rechte vorbehalten.]

## Zur Denkmalpflege in Augsburg.

Vom Oberbaurat **Holzer** in Augsburg.

Augsburg, die viel Bewunderte und oft Gepriesene schickt sich eben an, im September den Denkmalpfegetag 1917 in seinen Mauern aufzunehmen. Vitruv nannte sie einst die „splendidissima colonia Rhaetiae“. Nur dem Kundigen zeigen sich da und dort noch Erinnerungen an die Römerzeit. Schwer sind von je die Kriegszeiten über sie hinweggebraust. Das Mittelalter vernichtete nahezu völlig die Grenzen, Bauten und Denkmale aus der Römerzeit, und die Zeit der Renaissance achtete die Schätze und Werke der vorangehenden Jahrhunderte keinesfalls.

Eine merkwürdige Schicksalsfügung mag es genannt werden, daß in der Stadt, die zu Beginn der Renaissance mit bewußter Hand die Baudenkmäler des Mittelalters (vgl. Abb. 1) einlegte oder sie in die damals in Aufnahme gekommenen Formen kleidete (vgl. Abb. 2), die Gesetze und Ansichten unserer neuzeitlichen Denkmalpflege mit lauter Stimme gepredigt werden. Was wir heute an Alt-Augsburg so sehr bewundern, das ist die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, mit der das Zeitalter der Renaissance die prachtvollen Straßenbilder, Bauwerke und Kunstschatze zu formen wußte. Rücksichtslos griff hier Augsburgs größter Baumeister, Elias Holl, der geniale Erbauer des prunkvollen Rathauses, zu. Ihm galt das aus alter Zeit Über-

kommene nicht als heilig. Mochten es die besten Schöpfungen der Vorzeit sein; sie mußten fallen, wenn sie ihm seine Kreise störten. Wir müßen das vielfach bedauern; wir können ihm aber auch unsere Bewunderung für das, was er an deren Stelle gesetzt hat, nicht versagen. Augsburgs Rathaus des Mittelalters (Abb. 3) galt weithin als ein Schmuckkästchen seiner Art. Hatten doch die besten Künstler der Zeit vor Holl, so Holbein und Burgkmaier, an seiner künstlerischen Ausstattung gearbeitet. Stadttore und Stadttürme legte er nieder oder kleidete sie in ein neues Gewand (Abb. 5). Bei aller Mißachtung des Alten war ihm aber doch daran gelegen, die alten Bauwerke der Nachwelt wenigstens im Bilde festzuhalten (Abb. 4). Mit kundiger Hand nahm er jeweils mit eigener Feder den alten Bau auf das Gewissenhafteste auf. Und wo ihm das noch nicht genügend dünkte, da fertigte er erst noch ein Holzmodell. Von diesem gesunden Sinn legt heute noch die alte Modellkammer im Rathause ein beredtes Zeugnis ab. Heute geht unser Sinn für das Alte allerdings weiter. Wir fordern mit Recht die Erhaltung des Alten und daß sich das Neue dem Alten einordne. Es mag darin keine Zurückstellung des eigenen Könnens, sondern vielmehr nur die schuldige Hochschätzung vor den bedeutenden Leistungen unserer Vorfahren erblickt werden. Nicht nachahmen, sondern auf dem guten Alten aufbauen wollen wir lernen (Abb. 7 u. 8).

Und da interessiert nun den Besucher des Denkmalpfegetages ganz besonders, wie Augsburg diesen Grundsätzen in neuerer Zeit nachkam. In eingeweihten Kreisen ist es längst nicht unbekannt, daß die Stadtverwaltung Augsburgs hier vielfach vorbildlich vorging. Alles aufzuführen, was zur Pflege der alten Baudenkmäler und Kunstschatze, dann zur Erhaltung der alten Straßenbilder in jüngster Zeit geschehen ist, würde zu weit führen. Es sollen nur einige besonders hervorstechende Arbeiten besprochen werden. Am bekanntesten ist wohl der 1915 vollendete Weberhausneubau, schon deshalb, weil die Frage des Weberhausneu- oder Umbaus seinerzeit weite Kreise der Denkmalpflege in Bewegung setzte. Die Würfel fielen angesichts des schlimmen baulichen Zustandes des alten

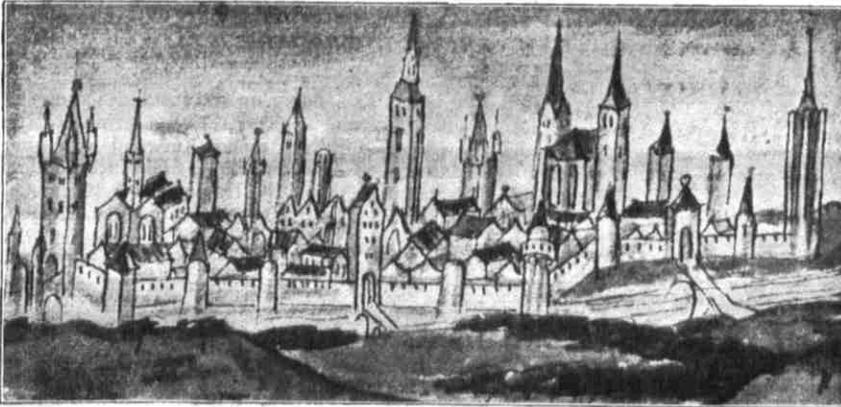


Abb. 1. Stadtansicht von 1514.

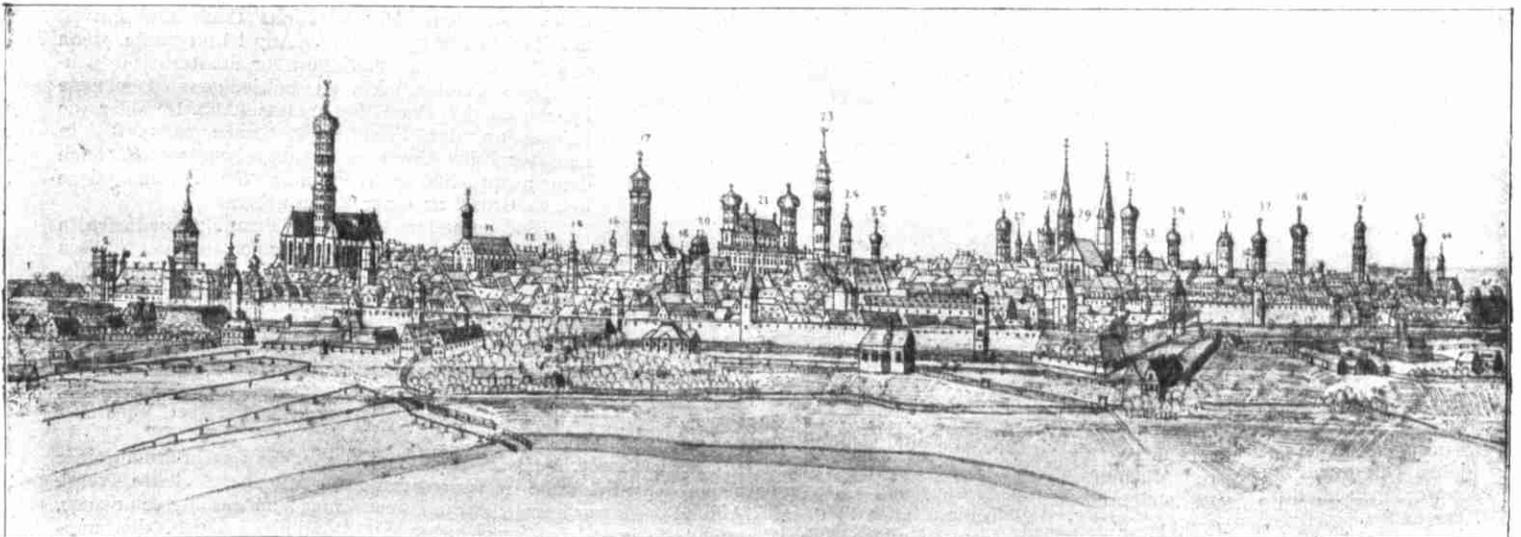


Abb. 2. Stadtansicht um 1600.

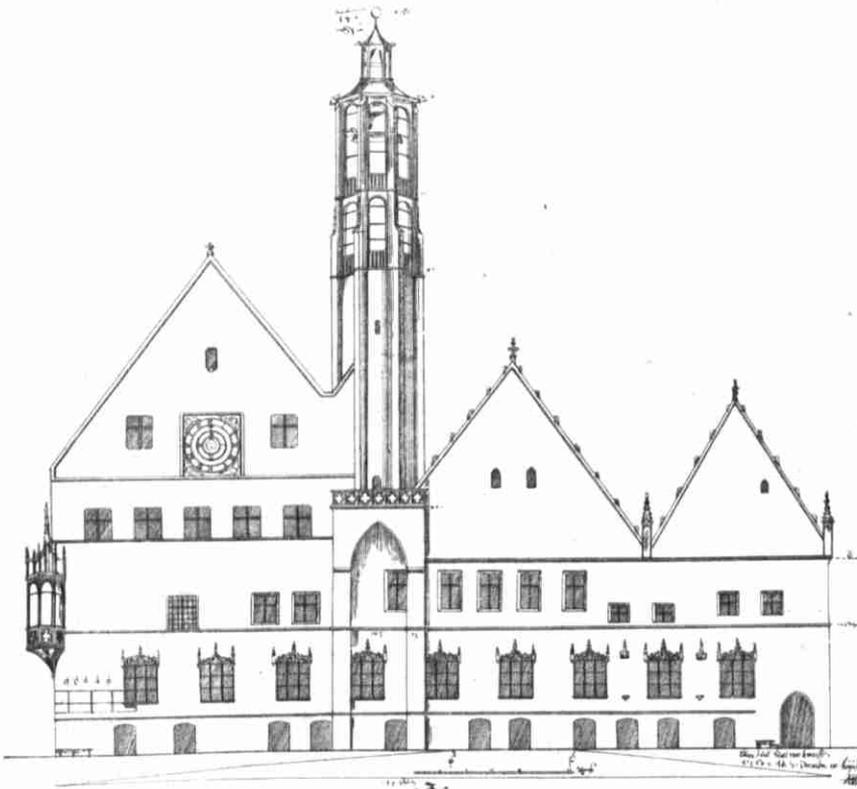


Abb. 3. Ansicht des gotischen Rathauses.

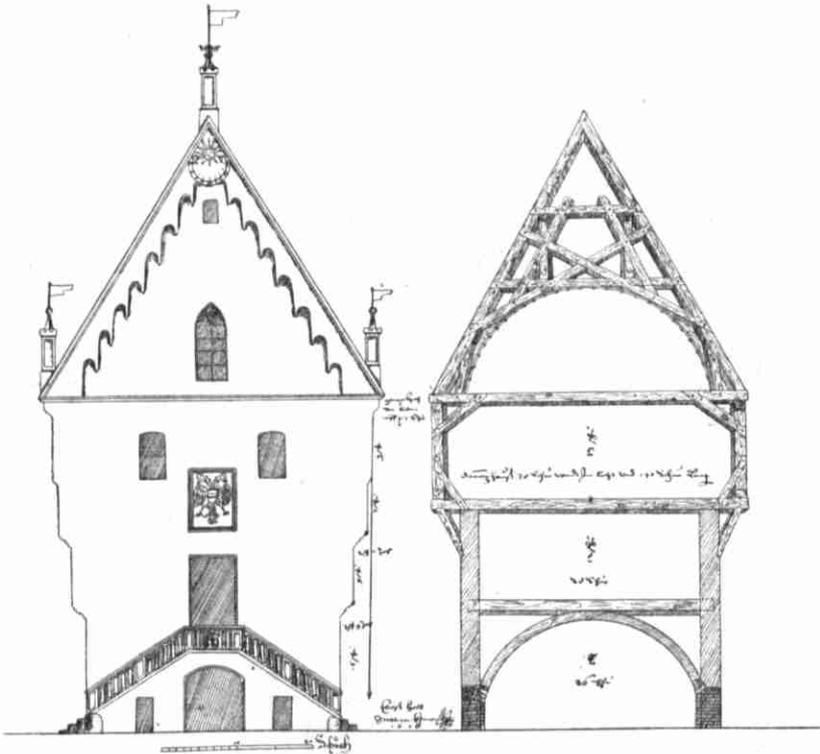


Abb. 4. Ansicht und Schnitt des von Holl niedergelegten alten Tanzhauses.

Hauses, dessen Anfänge auf das 15. Jahrhundert zurückgingen, zugunsten des völligen Neubaues, möglichst getreu nach dem alten Vorbilde. Man mag über diesen Schritt denken wie man will. Auf jeden Fall wurde so auch eine Schmälerung des harmonischen, lieb gewordenen alten Stadtbildes mit Sicherheit verhindert und ein Werk geschaffen, das der Maximilianstraße, der Königin aller Straßen, nun wirklich wieder zur Zierde gereicht (vgl. Denkmalpflege, Jahrg. 1916, S. 113).

Eine vom denkmalpflegerischen Standpunkte aus gleich bedeut-

same Aufgabe bedeutet die eben erst abgeschlossene Instandsetzung der ehemaligen Kirche der Dominikaner (Abb. 9). Diese Arbeit ist besonders beachtenswert, weil sie ein Gegenstück zu einer gleichen Aufgabe in München darstellt, die die Hauptstadt allerdings nicht in gleichem denkmalpflegerischen Sinne lösen konnte, weil dem wie beim Augsburger Weberhaus ausschlaggebende wirtschaftliche Rücksichten entgegenstanden. Es zeigt sich auch hier die Richtigkeit des Satzes, daß das Bessere nie der Feind des Guten sein dürfe. Genau wie auf uns überkommen und unter sorgsamer Vermeidung jeder Zutat wurde die prächtige, zur Zeit der Säkularisation ausgeraubte Kirchenhalle mit einem Aufwand von rund 200 000 Mark aus der gleichen Schenkerhand, die den Weberhausneubau förderte, wieder instandgesetzt. Auch die aufgedeckten Frührenaissancemalereien der ehemaligen Sakristei wurden mit sorgsamer Hand erhalten (Abb. 10).

Sehr viel ließe sich sagen über die Bestrebungen der Stadt Augsburg für die Erhaltung und Wiederinstandsetzung der prächtigen alten Hausfresken aus dem 17. und 18. Jahrhundert und über all das, was zur Wiedererweckung der Freude an der Farbe im Straßensbild geschehen ist. Das Weberhaus, das Schaurhaus, das Moschelhaus, das Sieglehaus (Abb. 6), das alte Rentamt, der Perlachturm usw. reden hierüber eine laute Sprache und haben schon viele Freunde dieser alten, einst so heimischen Fassadenkunst gewonnen (vgl. hierzu Denkmalpflege 1908, S. 41).

Einen breiten Raum nehmen jährlich die Arbeiten für die Erhaltung der alten Stadtmauern, Stadtwälle und Stadttore ein. Es sei hier nur an die Wiederinstandsetzung der alten Brücke am Roten Tor (Abb. 13), die Freilegung des alten Brunnenhofes (Abb. 12), die Instandsetzung der prächtigen, alten Brunnentürme beim Roten Tore, den Durchbruch eines Fußgängersteiges beim Jakobertor und insbesondere an die Instandsetzung der Ruinen des „Lueginlands“ (Abb. 16) erinnert, die erst vor einem Jahre mit einem Aufwand von über 70 000 Mark ihren Abschluß fand. Die insbesondere von Generalkonservator Dr. Hager vertretenen Ansichten über die Instandsetzung von Mauerresten, deren Abdeckungen und Anpflanzung, fanden bei den Arbeiten genaueste Beachtung. Die verwahrlosten und ehemals unzugänglichen Ruinen sind voll der romantischsten Winkel und Ecken. Auch in ihrer neuen Verwendung zu Gärten und Spielplätzen haben sie an ihrem Zauber und ihrer Romantik nichts verloren; selbst da, wo sich ab und zu eine Zutat nicht vermeiden ließ, wie durch den Brunnen am Kinderspielplatz (Abb. 15) oder die Überdeckung des neuen Fußgängersteiges am Lueginlandgäßchen (Abb. 14) wurden die stimmungsvollen Ausdrucksmittel gefunden. Der wirkliche Denkmalfreund ist mit Recht stets besonders in Angst und Sorge, wenn es gilt, an oder in der Nähe alter Stadtteile ein neuzeitliches Baubedürfnis zu befriedigen. Die neue Brücke an der Franziskanergasse (Abb. 18) oder die Brücke an der Friedberger Straße (Abb. 17) in nächster Nähe des alten Stadtgrabens werden auch dem anspruchvollsten Freunde für Denkmalpflege keinen Grund zu einer Klage geben.

Eine besonders sorgsame Behandlung bedürfen in unseren schönen alten und geschichtreichen Städten die Fragen der Stadterweiterung, insbesondere da, wo sich Eingriffe in das enge Gassengewirr nicht mehr vermeiden lassen. Der notwendig gewordenen Erweiterung der an der schmalsten Stelle nur 4,5 m breiten Steingasse verdankt der städtische Neubau mit dem Laubengang am Ende der Steingasse, dessen Bild wir schon erwähnten (Abb. 7), sein Entstehen. Hier sei noch der Lageplan nachgebracht (Abb. 22).

Noch schwieriger war die Aufgabe, die die Durchführung einer neuen West-Oststraße in Verlängerung des Milchbergs stellte (vgl. Abb. 21). Es war dabei nicht um einen Eingriff in das abgeschlossene, altherwürdige ehemalige Kloster der Dominikanerinnen, den nunmehrigen Wollmarkt, herzukommen. Doch ließen sich die Hauptstücke der alten Anlage, das auf das 15. Jahrhundert zurückgehende



Abb. 5. Rathaus.

Klostergebäude und das Kirchlein zu St. Margarethen, schonen; es wurde die Straßenführung so gewählt, daß nur nebensächliche Wirtschaftsgebäude niederzulegen waren. Beim Abbruch kam über-

Abb. 5 bis 8.  
Zur Denkmalpflege in Augsburg.



Abb. 6. Sieglehaus.

raschenderweise ein monumentaler Ausblick auf die prächtige St. Ulrichskirche zum Vorschein, der beim Aufbau der nördlichen Straßenflucht sorgsam zu behüten ist, wie dies die beistehende Ab-



Abb. 7. Neubau an der Steingasse.



Abb. 8. Neubau der Armenpflege.

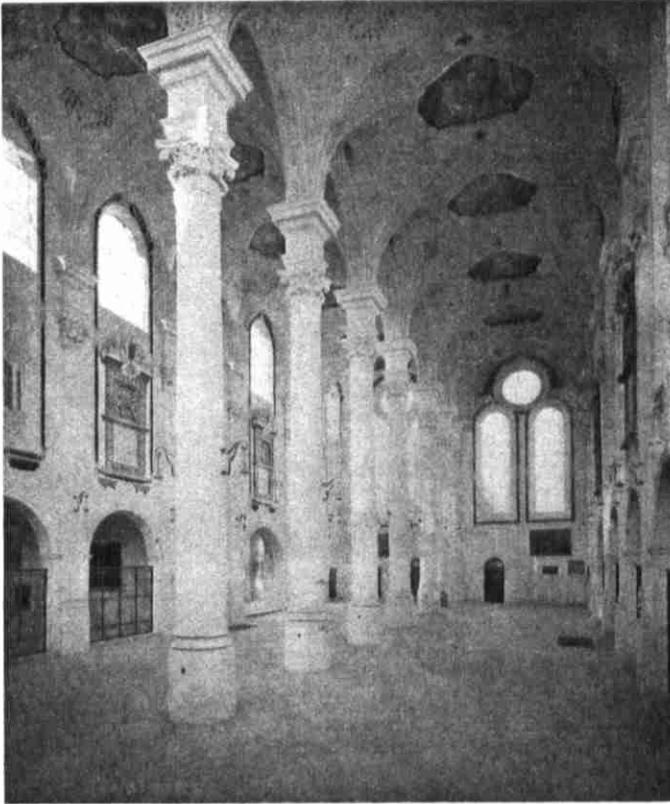


Abb. 9. Inneres der Dominikanerkirche.

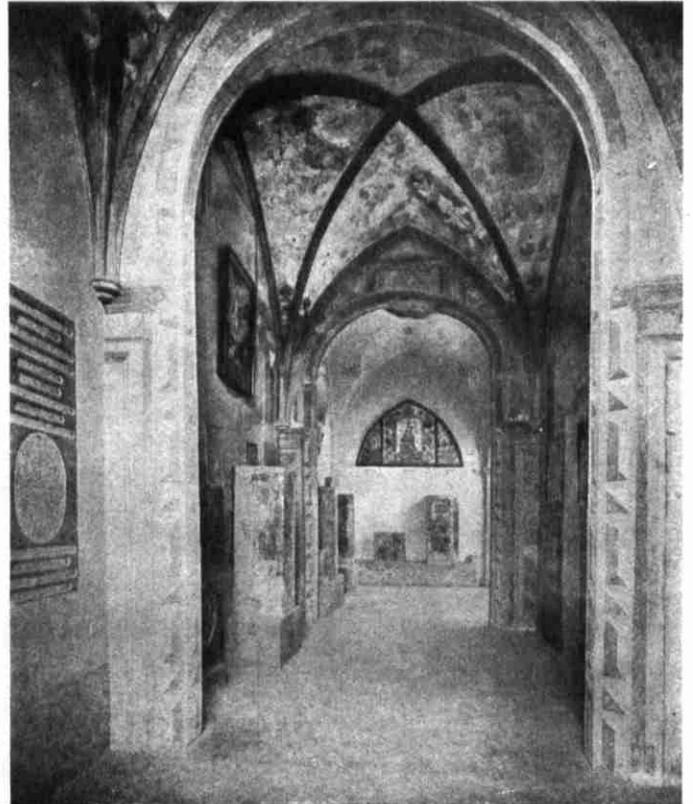


Abb. 10. Alte Sakristei der Dominikanerkirche.

bildung des Entwurfes für die Errichtung eines gedachten städtischen Verwaltungsgebäudes des näheren erläutert (Abb. 20).

Die Straßendurchbrucharbeiten bei St. Margrethen gaben übrigens erwünschte Gelegenheit, die baulichen Verhältnisse des verwahrlosten alten Klostergebäudes in Ordnung zu bringen (Abb. 23) und einen

großen Teil der alten Vorhalle, die bislang vermauert war, wieder freizulegen. Auch die guterhaltene alte Backstube (Abb. 19) konnte wieder instandgesetzt werden.

Schließlich darf auch der vor wenigen Wochen abgeschlossenen Wiederinstandsetzung des prachtvollen Barockkreuzganges im ehe-



Abb. 11. Kreuzgang bei Heil. Kreuz.

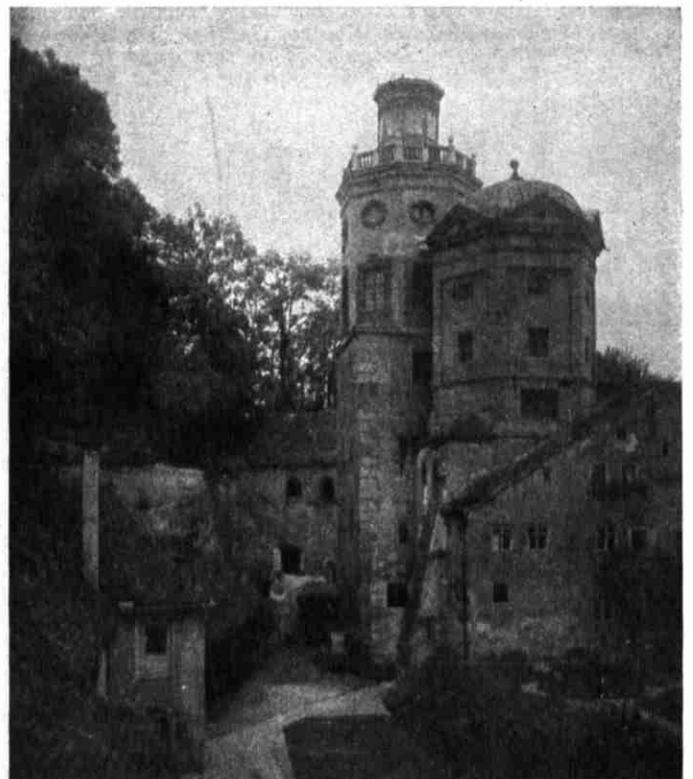


Abb. 12. Alter Brunnenhof.



Abb. 13. Rotes Tor mit der alten Brücke.

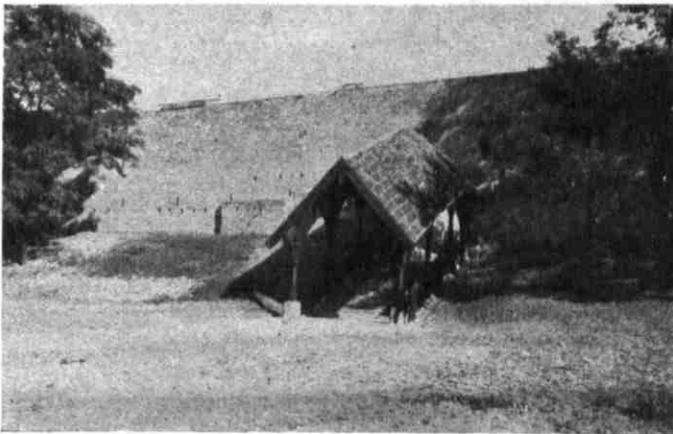


Abb. 14. Überdeckter Fußgängersteig am Lueginland.

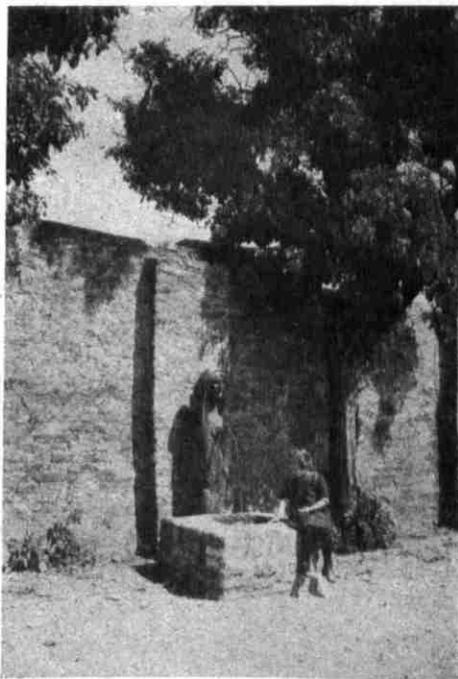


Abb. 15. Hexenbrunnen am Lueginland.



Abb. 16. Zugang zum Lueginland an der Herwartstraße.

maligen Kloster zum Heiligen Kreuz, das sich nunmehr, nachdem es lange Jahre als Kaserne sein Leben fristen mußte, im Besitz der Stadt befindet. In den neuhergerichteten Räumen wurde die neuere Baumodellsammlung der Stadt untergebracht und so den nutzlos gewordenen Räumen wieder neues Leben eingepflanzt (Abbild. 11).

Von der weitaus größten Verantwortung waren aber die Instandsetzungsarbeiten, die die Stadtverwaltung in den Jahren 1914 und 1915 an den einzigen alten Bronzedenkmälern, dem Herkulesbrunnen

(Abb. 25), dem Merkurbrunnen (Abb. 24) und der St. Michaelgruppe (Abb. 26) am alten Zeughaus ausführte. Handelte es sich hier doch um auf Millionen zu wertende Kunstschätze, am eine der besten Erzeugnisse der Renaissance auf deutschem Boden, die in den Jahren von 1594 bis 1615 geworden sind. Sie waren in Gefahr, in kurzer Zeit völliger Vernichtung anheimzufallen. Sie sollen auch deshalb zum Schluß einer eingehenden Besprechung unterzogen werden, weil die neue Technik der autogenen Schweißung hier zum ersten Male an so wertvollen Kunstwerken zur Anwendung kam.

Die Gußtechnik der Alten kennzeichnete sich dadurch, daß das fertige Bronzewerk, weil die Alten über Wachs gossen, im Innern den sogenannten Gußkern, der aus einer sehr hart gewordenen Mörtelmasse bestand, behielt. Das hätte an sich nichts zu bedeuten gehabt, wenn die Gußhaut von Anbeginn an völlig risselos gewesen wäre. Es zeigten sich aber schon frühzeitig böse Gußfehler, die die Alten fein säuberlich zu verdecken, mit Kitt auszuschmieren oder auch zu verstemmen verstanden. Die Bruchstellen wurden aber mit der Zeit so rissig, daß Wasser in das Innere des Kernes gelangen konnte, das im Winter auffror und im Laufe der Zeit zu umfassenden Zerstörungen der Bronzhaut führte. Es sei hier zu näherer Erläuterung auf die Abb. 27, 31 u. 33 verwiesen, die die Bruchstellen in ihrem ganzen Umfange nach ihrer Bloßlegung in der Werkstatt der Riedingerschen Bronzewarenfabrik, die die verantwortungsvollen Arbeiten zum glücklichen Ende führte, zeigen.

Ganz besonders schwer hatte die Standfigur des Merkur gelitten. Die Bruchstellen sind auf dem links neben der eben vollendeten Figur befindlichen Gipsabguß des Rückenteiles genau ersichtlich (Abb. 27). Im Vordergrund lagern die dem Innern des Gußkernes entnommenen Eisenteile des Gerippes. Zwar hatten die Alten schon zeitig versucht, durch Einsetzen von bronzenen Schwalbenschwanzdübeln den weiteren Sprengerscheinungen Einhalt zu tun. Angesichts der gewaltigen Kräfte, die bei Gefriererscheinungen zutage treten, konnte man aber so nicht zum Ziele kommen; die Schwalbenschwänze wurden aus ihren Rändern gerissen und das Zerstörungswerk schritt so rasend vorwärts, daß, wie z. B. beim Kopf der Hydra am Herkulesbrunnen, sich schalenförmige Bruchstücke losrissen (Abb. 30 u. 32). Man ging nun so vor, daß man zunächst durch Ausbohren den inneren Gußkern vollständig entfernte, nachdem man zuvor von den gefährdeten Stellen genaue Gipsabgüsse herstellte, nach denen die bronzenen



Abb. 17. Brücke an der Friedberger Straße.



Abb. 20. Schaubild des neuen Straßendurchbruchs bei St. Margarethen.



Abb. 18. Brücke an der Franziskanergasse.



Abb. 21. Straßendurchbruch bei St. Margarethen.

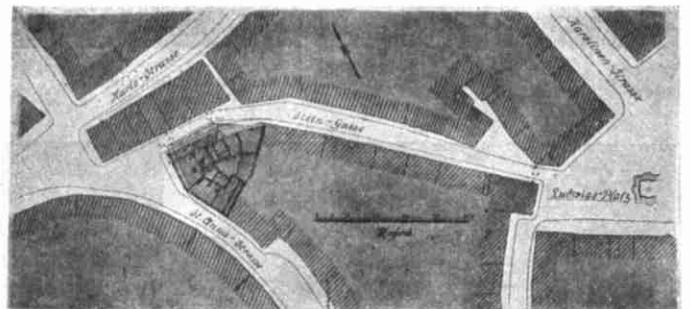


Abb. 22. Erweiterung der Steingasse.

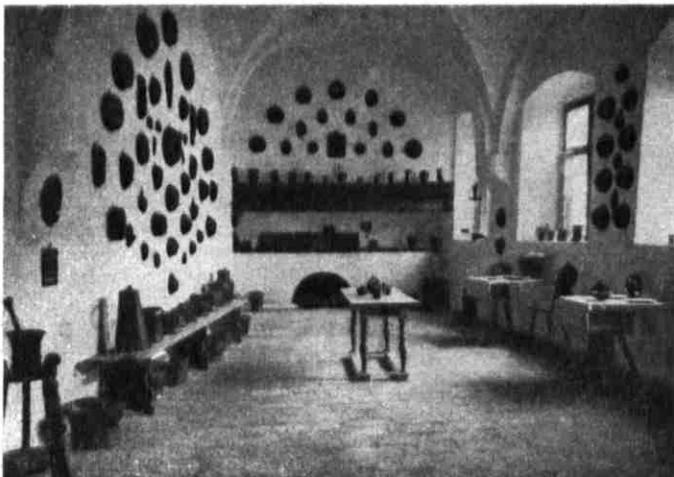


Abb. 19. Alte Backstube im Klostergebäude am Wollmarkt.



Abb. 23. Instandgesetztes Klostergebäude bei St. Margarethen (nun Wollmarkt).



Abb. 24. Gesamtansicht des Merkurbrunnens.



Abb. 25. Herkulesbrunnen.

Paßstücke gegossen und dann mittels des autogenen Schweißverfahrens eingesetzt wurden. Nach den Gipsabgüssen wurde dann der geschweißte Teil auf das Genaueste nachzisiert. Der Sachverständige der Stadt, Erzgießer Professor Fritz v. Miller in München, hatte zwar in seinem Gutachten von der Anwendung des autogenen



Abb. 26. Gruppe des Heil. Michael am alten Zeughaus.



Abb. 27. Merkurstandbild in der Riedingerschen Werkstätte.

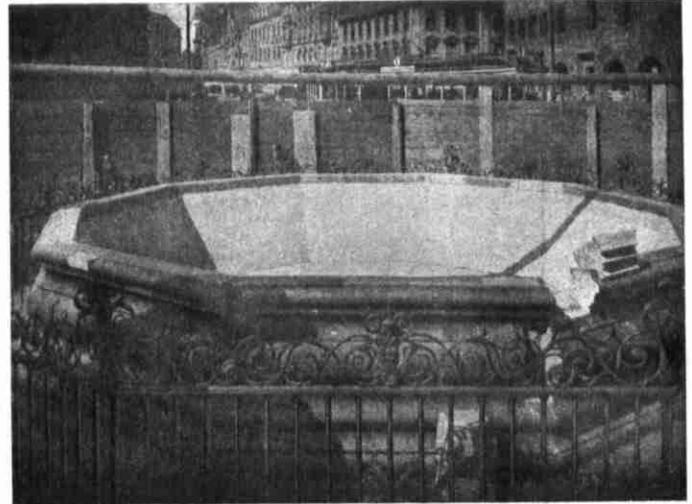


Abb. 29. Brunnentrog des Merkurbrunnens während der Wiederherstellung.

Schweißverfahrens abgeraten und das Ausflicken auf kaltem Wege mittels Verstemmens oder Lötens oder gewöhnlichen Schweißens empfohlen. Er sagte: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei so ausgedehnten Schweißungen durch die damit verbundene notwendige Erhitzung der Verbindungsstellen Verziehlungen entstehen, welche in hohem Grade die ursprüngliche Feinheit der Formen gefährden, ganz abgesehen von dem unvermeidlichen über den ganzen Körper sich hinziehenden Verputz der ausgebesserten Stellen.“

Diese Bedenken waren angesichts des Mangels an Erfahrungen in ähnlichen Arbeiten durchaus nicht von der Hand zu weisen. Da man sich aber andererseits von dem Ausflicken auf dem kalten Wege kein dauerndes Gelingen versprechen konnte, weil die Wärmeunterschiede in der Bronzehaut mit der Zeit die Stoßstellen doch wieder geöffnet hätten, so entschloß man sich, ohne eingehende Versuche nicht auf das autogene Schweißverfahren zu verzichten; man wählte zu Versuchstücken zunächst weniger wertvolle Brunnenteile (Abb. 28). Es zeigte sich nun, daß bei äußerst sorgsamer Arbeit, insbesondere wenn die Durchhitzung der Bruchstellen nicht zu weit getrieben wurde, die von Professor v. Miller geäußerten Befürchtungen nicht zutrafen. Und so können wir uns denn heute wieder der vollen Schönheit dieser prachtvollen und monumentalen Arbeiten erfreuen und sicher sein, daß ihnen eine gleich schwere Gefahr nicht mehr drohen wird.

Gleichzeitig mit den Arbeiten an den Bronzen wurde die Instandsetzung der Brunnentröge derart durchgeführt, daß sie innen Körbe aus eisendurchflochtenem Beton eingesetzt erhielten (Abb. 29). Man brauchte so die äußere Marmorschale nicht gänzlich zu erneuern und konnte sich auf das Auskitten und Einsetzen von Paßstücken beschränken; denn es ist zweifellos, daß vollständig neue Brunnentröge einen argen Mißton in die alten Werke gebracht hätten. Das Stufenvorgelege des Herkulesbrunnens soll ebenso wie der Augustusbrunnen

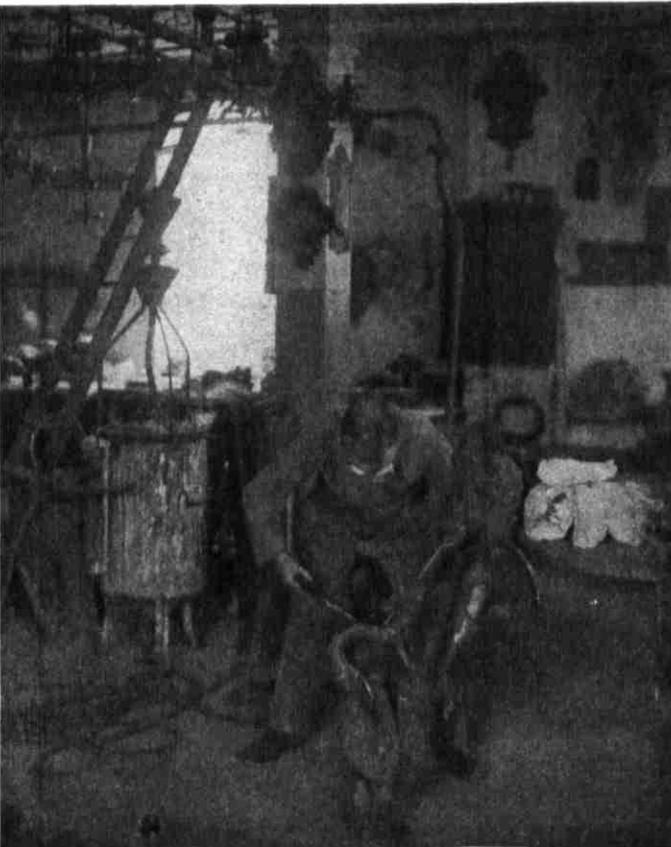


Abb. 28. Puttengruppe in der Werkstätte.



Abb. 30. Kopf der Hydra.



Abb. 31. Puttenkopf.



Abb. 32. Pranke der Hydra.  
Abb. 31 bis 33. Vom Herkulesbrunnen.



Abb. 33. Rücken der Najade.

erst nach Wiedereintreten geordneter Verhältnisse instandgesetzt werden.

Und so glaube ich denn in kurzem den Beweis erbracht zu haben, daß Augsburg wohl würdig ist, den Denkmalpfegetag in seinen

Mauern zu sehen und daß die reichen Anregungen, die sich aus den Besprechungen ergeben werden, die Stadtverwaltung nur zu neuen Anstrengungen auf dem Gebiete der Denkmalpflege anspornen wird.

### Die Ordensburgen Kurlands.

Die zahlreichen Burgruinen Kurlands sind von der deutschen Forschung bisher kaum beachtet und nur gelegentlich erwähnt worden; etwas mehr haben sich die einheimischen Gelehrten mit ihnen beschäftigt, und in neueren Veröffentlichungen seit 1915 werden sie gebührend berücksichtigt, doch fehlt es immer noch an einer gründlichen Untersuchung ihrer Geschichte und ihrer baulichen Anlage. Nur der verdienstvolle Burgenforscher Livlands, Herr von Löwis of Menar, hat hier teilweise vorgearbeitet.<sup>1)</sup> Die ältere Geschichte des Landes mahnt uns an einen der bedeutendsten Erfolge deutscher Staatskunst, die Eroberung des Nordostens für das Deutschtum. Sie begann um 1184/85 an der Düna und etwa ein Menschenalter später an der Weichsel; die 1237 vollzogene Vereinigung des deutschen Ritterordens in Preußen und der Schwertbrüder in Livland, faßte die militärischen und politischen Kräfte freilich zusammen und brachte die beiden Ordensländer Preußen und Livland in enge Verbindung; die völlige Verschmelzung kam nie zustande, da schwer zu beseitigende Gegensätze zur Rigauer Domkirche und die Unmöglichkeit, Litaunen und Samaiten zu erobern, den Orden dauernd beeinträchtigt haben. Die Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein Herzogtum, 1525, hat dann für 390 Jahre die Geschehnisse der Länder voneinander getrennt. In dem großen, einst von Memel bis Reval sich erstreckenden Lande, das man unter dem Gesamtamen Livland begriff, bildeten Kurland und Semgallen den südlichsten Teil; er ist jetzt zum größten Teil vom deutschen Heere besetzt, so daß es dem Unterzeichneten möglich war, das Land zur Burgenforschung zu bereisen.

Der Hauptort Kurlands zur Ordenszeit war Goldingen; der Burgbau begann hier schon 1242 und ist wahrscheinlich um die Jahrhundertmitte bereits massiv ausgeführt. Hier saß ein Komtur, der gleichzeitig für Kurland der Vertreter des Meisters war. Im 18. Jahrhundert verfiel die Burg, Dächer und ganze Mauerteile stürzten ein; 1787 begann der Abbruch, dem die Stadt Goldingen ihre vielen steinernen Bürgerhäuser verdankt. Jetzt steht auf dem großen, als Garten bepflanzten Burghügel nur ein gewölbter Raum von 2,8:7,5 m Länge aus dem Nordflügel des „Hauses“. Sorgfältige Mauertechnik, aus Kalksteinquadern, und die hohe spitzbogige Tonne deuten auf das 13. Jahrhundert hin. Nach alten Beschreibungen von Hennig aus dem Jahre 1809, hatte die Burg den üblichen Komturei-Grundriß, eine geschlossene vierflügelige Anlage mit Ecktürmen und eine im Norden vorgelagerte Vorburg. Die landschaftliche Lage auf dem hohen Ufer des Windau-Flusses, der hier einen breiten Wasserfall, die „Rummel“ hat, ist von besonderer Schönheit.

<sup>1)</sup> Zur Baugeschichte der Komtureien des Deutschen Ordens in Kurland. Sitzungsbericht d. kurl. Ges. f. Lit. u. Kunst 1895. Mitau 1896. S. 33 bis 58. Dort auch die älteren Veröffentlichungen angeben.

Die Memelburg, deren Bau vielleicht 1253 begann, wurde 1328 an Preußen abgetreten, dem es fortan ununterbrochen angehörte; bauliche Reste sind nicht mehr erhalten. Die dritte Komturei, Mitau, wurde 1265 in Semgallen begründet. Die wohl auch später massiv ausgebaute Burg hatte gleichfalls das voll ausgebaute Viereck der größeren Ordensburgen, mit etwa 35 m Seitenlänge. Als der Herzog Ernst Johann 1738 den Bau des jetzigen Schlosses begann, ließ er die alte Ordensburg abbrechen; vielleicht liegen ihre Grundmauern aber noch im Erdreich des Schloßhofes.

Die Komturei Windau, 1290 zuerst erwähnt, liegt unweit des Meeresstrandes am Ufer des gleichnamigen Flusses. Hier ist das Haus noch erhalten, ein vierflügeliger Bau von etwa 33 m Seitenlänge. Vor etwa 90 Jahren wurde sie zum Hauptmannsgericht und

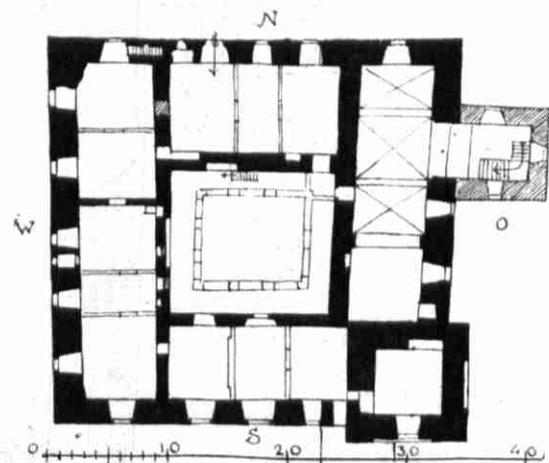


Abb. 1. Komturei Windau. Grundriß des Hauptgeschosses. (M. 1:600.)

Gefängnis umgebaut und verputzt und später wurde auch der Kreuzgang neu gebaut. So ist es schwer, sich ein klares Bild der alten Einteilung zu verschaffen. Erhalten sind das Erd-, Haupt- und Speichergeschoß; die Keller sind verschüttet und der Wehgang abgebrochen. Das Tor lag im Ostflügel, geschützt durch den daneben in der Südostecke stehenden großen Turm; auf der anderen Seite des Tores liegt im Hauptgeschoß ein mit drei scharfgratigen Kreuzgewölben überdeckter Raum von 6,43:21,70 m Größe, der von 1706 bis 1835 der Stadt als lutherische Kirche, dann von 1844 bis 1915 als russische

Kirche diente. Er gilt als die alte Kapelle des Ordenshauses, was aber wegen der Nord-Südrichtung des Raumes unwahrscheinlich ist; ein im Osten angebaute, bisher als Apsis der Ordenskirche angesprochener Raum erweist sich durch sein Mauerwerk als spätere Zutat, vielleicht von 1706. Die merkwürdig verzierten Gurtbogenkragsteine und die weitgespannten Kreuzgewölbe deuten aber auf einen vornehmen Raum, etwa den Kapitelsaal (Abb. 2) und die Stilformen passen gut zu der überlieferten Jahreszahl 1290. Ende des 19. Jahrhunderts ist der Saal durch Ausbruch der Südwand um etwa 7,50 m vergrößert. Die Vorburg lag östlich vom Hause, nach der Stadt hin und reichte wohl bis zur heutigen Johannisstraße; in herzoglicher Zeit wurde sie abgebrochen, im Erdreich erhöht und mit Bastionär-Befestigung versehen. Jetzt ist auch diese eingeebnet und am Ostrande neuzeitlich bebaut. In Mitau und Goldingen ist uns das Vorhandensein von Vorburgen aus Beschreibungen sicher überliefert, wir hätten also in diesen drei Burgen dieselbe Planbildung, wie bei den preußischen Komturen.

Die fünfte Komturei des Landes, im westlichen Semgallen gelegen, war Doblen; ihr Bau fällt schon in das 14. Jahrhundert, es wird da zuerst das Jahr 1335 und weiterhin die Amtsführung des Meisters Goswin von Herike, Dezember 1345 bis 10. September 1359, genannt. Auf einem Hügel von unregelmäßiger Form, der stellenweise steil zur Berse abfällt, ist ein großer Mauerring von etwa 190 m Länge und 110 m größter Breite errichtet. Das älteste jetzt vermauerte Tor steckt in der Südwand, hier war auch nach der Beschaffenheit des Geländes der einzige bequeme Zugang. Das Konventhaus lag in dem engen Winkel der Nordfront, als unregelmäßiges Viereck, mit sehr kleinem Hofe, eine Anlage, die an westdeutsche Höhenburgen erinnert. Ost-, Nord- und Westflügel dieses Baues sind fast Ruine, von der nur Reste der Keller und Erdgeschoßmauern stehen, ein schwer zu enträtselndes Gewirr von Mauerzügen. Mitten ragt, in alter Höhe, ein merkwürdiger Palastbau empor, von 12 m Breite und 33,5 m durchschnittlicher Länge (Abb. 3). Ihn krönen vier achtseitige Erker, die an den Schmalseiten durch Bogenfriese verbunden sind; ein Baugedanke, der an rheinischen Wehrbauten des 14. Jahrhunderts oft verkörpert ist und auch um 1360 am Hochmeisterpalast der Marienburg auftritt. Die innere Einteilung zeigt einen größeren 22 m langen Raum sowie einen kleinen, mit Keller, Erd- und Hauptgeschoß



Abb. 2. Komturei Windau. Gurtbogen. Kragstein im Ostflügel. (Kapitelsaal?) (M. 1 : 12 $\frac{1}{2}$ )

und Wehrgang. In herzoglicher Zeit war hier die Kirche; eine solche kann hier auch zur Ordenszeit gewesen sein, doch wäre eine Verwendung als Remter auch denkbar. Unter allen jetzt erhaltenen Burgenanlagen Kurlands ist dieser Bau jedenfalls der künstlerisch am feinsten durchgebildet. Haus und Vorburg waren wohl nicht durch einen Hausgraben getrennt, wie vermutet wird. Diese Anlage führt uns zu der Grundrißform, man möchte sagen Normalie, der alle anderen Burgen Kurlands, die Vogteien und die sonstigen Häuser folgen.

Danach besteht die Burg nur aus einer Ringmauer, die einen großen, rechteckigen Hof von 30 bis 60 m Seitenlänge umschließt. Ein, seltener zwei Flügel sind innen mit massiven Gebäuden besetzt, hier war die Wohnung des Vogtes oder Pflegers und vielleicht auch des Priesterbruders mit ihrem nächsten Hausgesinde. An die anderen Seiten der Ringmauer lehnten sich innen hölzerne Wirtschaftsgebäude. Die Verteidigungsanlagen waren nicht sehr stark, der Parcham fehlt oft ganz oder er war nur mit Bollwerken gesichert; Mauertürme und Vortore sind kaum nachweisbar, und selbst die Lage im Gelände läßt kein besonderes Streben nach starken Sicherungen erkennen, wenn auch Wasserläufe und Steilabhänge von Hügeln gern benutzt werden.

Solcher Art sind die Vogteien in Grobin und in dem am Abautale schön gelegenen Kandau. Grobin, das wegen der Nähe von Libau oft besucht wird, hat noch den Wohnflügel von 11,2:34 m in ziemlich der alten Höhe, aber stark umgebaut; Wölbung des Hauptgeschosses war geplant, aber nicht ausgeführt. Anscheinend war der Flügel in drei Räume geteilt, von denen der östliche eine bevorzugte Ausgestaltung aufweist und vielleicht Kapelle war. Ein schon früh vermauertes Tor ist in der Westmauer der Vorburg, obwohl die nördliche den bequemeren Zugang hatte. In Kandau stehen nur niedrige Mauerzüge; eigenartig ist hier der am Ostabhang vorhandene Turm von rd. 12 m Seitenlänge und 1,5 bis 1,9 m Mauerdicke, der nach seiner Lage im Tal nur als ehemaliger Dansker gedeutet werden kann. Die Abstufungen der Kuppe des Hügels führten hier zur Anlage ummauerter niedriger Wirtschaftshöfe, die der Eingangsseite abgewandt sind und daher als Vorburgen nicht bezeichnet werden können, eher, wenn man es wollte, als Niederburgen. In dieser Reihe sind dann noch zu nennen das Ordenshaus in Durben, unweit des gleichnamigen Sees und des Schlachtfeldes von 1260, ein vorburgloses Rechteck, 60:61 m groß, mit ausgebautem Nordflügel; die hohe fensterlose Südmauer zeigt noch deutlich die Balkenlöcher der Wirtschaftsbauten. Ferner das Ordenshaus in Hasenpöth, am linken Ufer der Tebber, dessen ausgebauter Ostflügel und Südflügel zuletzt Knechtewohnung des Gutshauses waren, das Haus in Alschwangen und das bischöfliche Haus in Edwahlen. Alschwangen ist eine große, vorburglose Anlage mit zwei ausgebauten Flügeln, von denen einer noch steht, und mit runden Ecktürmen. Edwahlen, von 1560 an bis jetzt im Besitz der Familie v. Behr, war kleiner (32:36 m), besaß auf dem geräumigen Burghügel aber wohl eine östlich vorgelagerte Vorburg. Ausgebaut war anfangs nur der Nordflügel, der allein alte Keller hat. Vor der Ostmauer liegt ein hoher Turm von 6,5:7 m Grundfläche, durch welchen das Tor hindurchführt. Im Jahre 1905 wurde das Schloß von den Letten ausgebrannt, es ist dann aber von dem Gutsherrn sogleich wieder aufgebaut unter Schonung des alten Bestandes.

12 km östlich von Hasenpöth liegen die Ruinen der bischöflichen Burg Neuhausen, die bereits 1341 als nova domus erwähnt wird.<sup>2)</sup> Der Burghügel hat nach zwei Seiten Steilabfall zum Tal des Rjekabaches, eines Zuflusses der Tebber, die beiden anderen Seiten waren durch trockene Gräben gesichert. Die Anlage bestand nur aus einem Mauerviereck von 61,50 m Seitenlänge, in welchem der südliche Flügel unterkellert und ausgebaut war. Das Tor lag wohl in der Ostmauer. Jetzt stehen von der Nordmauer ansehnliche, fensterlose Reste, 8 bis 10 m hoch, in sorgfältiger Granitmauertechnik, von der West- und Südmauer kleinere Stücke. Die landschaftliche Lage ist sehr schön.

Die hier zu beobachtende vereinfachte Grundrißform findet sich auch an preußischen Ordenshäusern, so in Schönberg (1386), in Bütow (1399 beendet), in Soldau u. a., vor allem in Littauen, z. B. in Bäslack und Georgenburg. Sie hat den Vorteil, daß man sich zunächst rasch einen sicheren Bering schafft, innerhalb dessen ein Wirtschaftsbetrieb möglich ist. Bei fortschreitender Entwicklung konnte man dann alle vier Flügel für Wohnzwecke ausbauen und einen besonderen Wirtschaftshof draußen anlegen. Als Baustoff herrscht in Kurland der Findlingsgranit vor, mit Ziegeleinfassung der Tür- und Fenstergewände. Windau, und vielleicht auch Edwahlen, hatten Ziegelflächen, die aber längst verputzt sind.

<sup>2)</sup> Hennig, Geschichte der Stadt Goldingen in Kurland. I. Mitau 1809. S. 184.

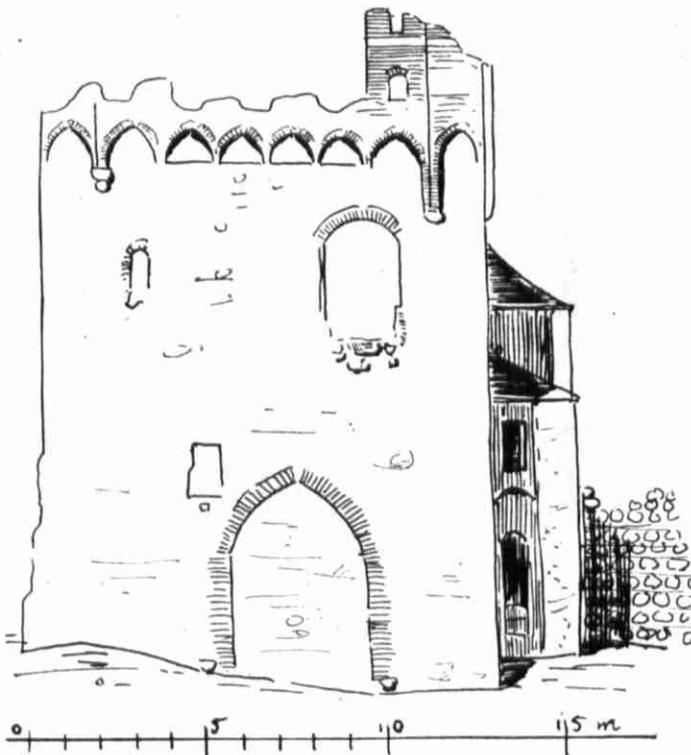


Abb. 3. Komturei Doblen. Ostgiebel des Konventhauses. (Treppenturm und großes Fenster im Obergeschoß: XVII. Jahrh.) (M. 1 : 200.)

Eine Sonderstellung nimmt die Bauskenburg im südlichen Semgallen ein; erst im Dezember 1435 erwarb der Orden dieses Gebiet endgültig, und der Bau des „neuen Schlosses“ wird 1443 erwähnt. In diese Jahre, um 1440, fällt also der Bau der Burg, die am Zusammenfluß von Muscha und Memel auf hochragendem Ufer errichtet wurde, in ganz gewaltigen Abmessungen (71 zu 24 bis 43 m). Zwei Rundtürme, von denen einer rd. 15 m Durchmesser hat, flankieren das Tor; drei rechteckige Türme sind den drei anderen Fronten vorgelagert. Der Nordflügel war massiv zu Wohnzwecken ausgebaut; er hatte die wenigsten Verteidigungsanlagen, da hier das felsige Memelufer schützte. In der Südwand finden wir einen merkwürdigen Mauerzug mit schmalen Scharten zum Bestreichen des Vorgeländes mittels Horizontalschuß (Armbrust oder wohl schon Hakenbüchsen?). Der Südturm hat im Hauptgeschoß schmale, schräg abwärts gerichtete Scharten, die gleichfalls das nahe Vorgelände treffen (Abb. 4). Der Hauptturm am Tore hatte vielleicht in dem jetzt verschütteten Erdgeschoß Wehranlagen; das gewölbte Hauptgeschoß war Wohnraum (Remter?). Dagegen krönt den Turm ein Zinnengang, hinter dem jedenfalls ein flaches Dach lag. Massive Vorburgen sind nicht be-

1881 in Bauske ausgegraben wurde und jetzt im Mitauer Museum steht.<sup>4)</sup>

Ein zweites war die fortifikatorische Verstärkung der Schlösser. Edwahlen erhielt damals an der Südwestecke einen Rundturm, dessen gewölbtes Erdgeschoß Scharten zur Feuerbestreichung des Vorgeländes hat, wobei mehr an Hakenbüchsen, als an größere Stücke zu denken ist. In Alschwangen wurden in die alten Rundtürme Gewölbe eingezogen, mit gleichen Scharten zum Grabenbestreichen wie in Edwahlen. Gleichen Zweck dienten wohl die beiden Rundtürme an der Ostfront des Renaissance-Baues der Bauskenburg. Folgeschwerer waren die Verstärkungen, die seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Kriege mit Schweden notwendig wurden: man umgab die alten Burgen mit einer aus Erdwällen angelegten Bastionär-Befestigung. Reste davon sind am Mitauer Schloß noch erkennbar, ebenso in Edwahlen, das rings von nassen Gräben umgeben ist; am besten sind diese Werke in Grobin zu sehen, wo die vier Eckbastionen vollständig erhalten sind; vor ihnen der trockene Graben und an zwei Seiten der See. In Windau stammt aus jener Zeit die Aufhöhung des Burghügels, während die Bastione bereits verschwunden sind.

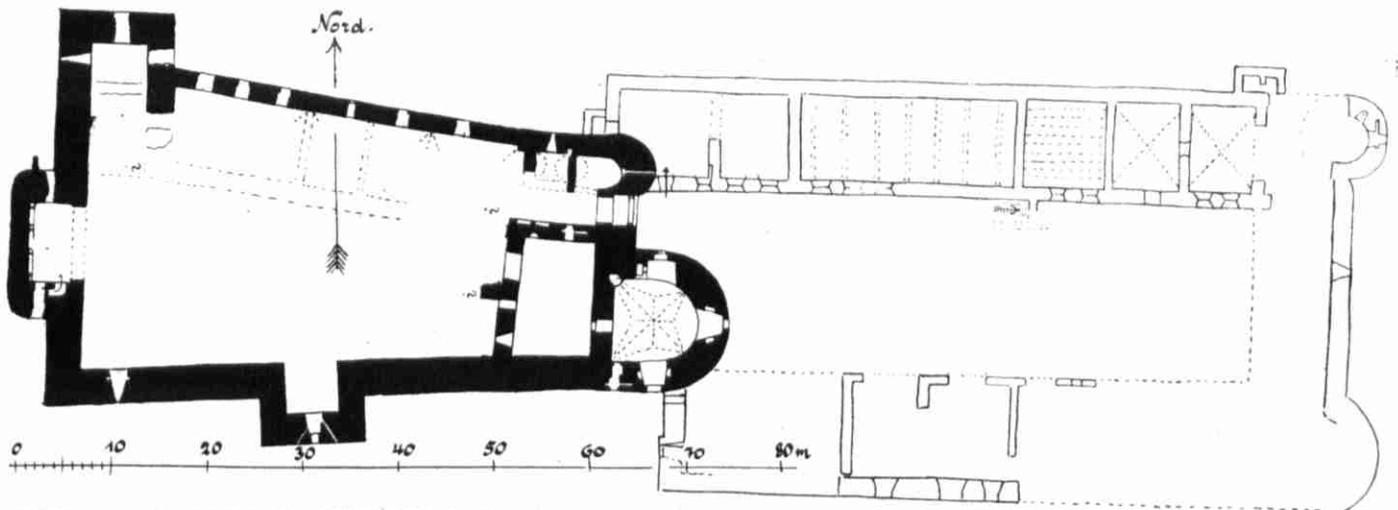


Abb. 4. Bauskenburg. Erdgeschoß (Hauptturm: 1. Stock).

stimmt nachzuweisen, doch sind Sicherungen der im Osten und Süden vorgelagerten Terrassen durch Bollwerk wohl anzunehmen. Als Baustoff dienen Ziegel — im kleinen Torturm —, dann Granit, vor allem aber der am Felsenufer der Memel gebrochene Stein, ein feinkörniger Dolomit des mittleren Devon,<sup>3)</sup> der auch in der Goldinger Rummel zutage tritt. Ohne viel Bearbeitung sind die Werkstücke verwandt, größtenteils für Verputz berechnet. Diese Bauart gibt den hochragenden Mauern ein trutziges Gepräge. Die Lage auf einsamer, flußspülter Höhe, im weiten Stromtale, wirkt aber überwältigend; keine andere Burg Kurlands kommt ihr darin gleich.

Im Jahre 1561 löste sich der alte livländische Ordensstaat auf. Estland kam unter schwedische Herrschaft, Livland unterwarf sich am 28. November 1561 dem Könige von Polen. Der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, wurde als polnischer Lehnsträger Herzog von Kurland und Semgallen; er residierte anfangs in Goldingen, zog aber 1570 nach Mitau. Damit tauchten neue bauliche Aufgaben an den Ordensburgen auf; für Verwaltungszwecke der Landes- und Kreisbehörden und für die Hofhaltung der herzoglichen Familie mußte in angemessener, den veränderten Lebensgewohnheiten entsprechender Weise gesorgt werden. Dies geschah durch den Ausbau der Vorburgen bzw. der Wirtschaftsflügel einheitlicher Ordensburgen, in zweiter Linie erst durch Umbau der alten Burgräume. So entstanden Renaissanceflügel in den Burgen von Bauske, Doblen, Grobin, Edwahlen u. a. Sie sind aus Bruchsteinen, mit geringer Mauerstärke, meist ungewölbt erbaut und im ganzen leichter als die Flügel aus der Ordenszeit, so daß sie beim Verfall mehr als jene gelitten haben und jetzt die alte Einteilung kaum noch erkennen lassen, auch wenn die Außenmauern noch stehen. Das Äußere war verputzt und mit Bemalung zwischen eingeritzter Quaderung versehen; reichere Ornamentfriese hat das Torhaus in Hasenpoth. Nach diesen Proben muß man auch im Innern reicheren Schmuck im Stil des 16. und 17. Jahrhunderts vermuten, an Wandmalereien, Öfen, Türen usw.; erhalten ist nichts außer einem etwas derben Kamin, der

Das 18. Jahrhundert war der Erhaltung der Burgen nicht günstig. 1709 starb der letzte Herzog aus dem Hause Kettler. Seine Witwe, eine russische Großfürstin, begann die 1795 formell vollzogene Verschmelzung mit Rußland. Der 1737 neugewählte Herzog Ernst Johann, aus dem Hause Bühren, lebte von 1740 bis 1763 in Sibirien als Verbannter. Alles das war der Erhaltung der Schlösser nicht dienlich, zumal in einem Zeitalter, das wenig Sinn für die älteren Kunstwerke des eigenen Landes hatte. So begann in diesem Jahrhundert der allmähliche Verfall. Immerhin waren die Schlösser aber noch im 19. Jahrhundert teilweise bewohnbar, so Grobin als Behördensitz, oder auch der Ostflügel in Alschwangen mit dem großen „Rittersaal“. Die jetzt Lebenden haben noch Personen gekannt und gesprochen, die in diesen Räumen gewirkt haben. Gleichgültigkeit und Gewinnsucht brachten die Bauwerke zu Fall, aus deren Steinen sich die Städte neu aufbauten.

Nur Bauske wurde 1706 durch einen abziehenden russischen Kommandanten gesprengt, aber auch hier werden die eben geschilderten Zustände Wiederherstellungen verhindert und den Verfall beschleunigt haben.

Burgen, die völlig Ruine sind, gehören meist der Krone oder sie sind den Gemeinden abgetreten. Parkanlagen, deren Baumwuchs auf kurländischem Boden besonders üppig gedeiht, hüllen sie ein und gewähren dem Beschauer Bilder von hoher landschaftlicher Schönheit, so besonders in Doblen, dessen Mauern über den Laubkronen des Berseufers emporsteigen. Im Innern würde man manches Mal eine gewisse Beschränkung des Pflanzen- und Strauchwuchses wünschen, da er die Mauern langsam aber sicher zugrunde richtet. Auch Abdeckungen und Unterfangungen würde man hier und da zu gelegener Zeit empfehlen. Burgen, die früh in Privatbesitz gerieten, haben die Pflege, aber auch die Umbauten dauernd bewohnter Schlösser erfahren; das sind namentlich die großen Burganlagen in Dondangen und Neuenburg und das schon erwähnte Schloß Edwahlen. Am schlimmsten

<sup>4)</sup> W. Neumann, Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland. Reval 1887. Seite 77.

<sup>3)</sup> Kupffer, Baltische Landeskunde. Riga 1911. S. 184.

sind eigentlich die in ihrer Zweckbestimmung entwürdigten Burgen, wie Alschwangen und Hasenpöth daran, die häßlich verbaut, ungepflegt und über Gebühr abgenutzt sind. Hier wäre später die bessernde Hand besonders nötig.

Erfreulich und erfrischend wirkt aber die große Teilnahme, die in der deutschen Bevölkerung Kurlands diesen Burgen entgegengebracht wird; mit besonderem Stolz erzählt man von ihnen und rühmt ihre landschaftlichen Vorzüge. Besonders in Kurland, wo

Kirche und Bürgertum wenig Hervorragendes an Bauwerken geschaffen haben, sind die Burgen der sichtbare Ausdruck für die Kraft des Deutschtums, das der Orden hier einst begründete und das sich durch Jahrhunderte drückender Fremdherrschaft erhalten hat. Die jetzt begonnene genauere Aufnahme wird daher nicht nur der Burgenkunde und Ordensgeschichte neue Aufschlüsse bringen, sondern auch jedem Freunde Kurlands willkommen sein.

Z. Zt. Libau.

Bernhard Schmid, Marienburg, Westpr.

## Vermischtes.

Ein mittelalterlicher Schnitzaltar ist im Dezember des verflossenen Jahres in der St. Jürgenkapelle in Lübeck freigelegt worden. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts durch ein Ölbild, Christus am Kreuze, verdeckt, war die Erinnerung an den alten Altar völlig geschwunden. Durch eingehende Untersuchung des den mittelalterlichen Altarschreinen ähnlichen Kastens hinter dem Altarbild im Sommer 1916 gelang es, das Schnitzwerk festzustellen; der zuständige Konservator der Bau- und Kunstdenkmäler, Baudirektor Baltzer, hat dann den Altar freilegen lassen. Ein einzigartiges Stück Lübecker Kirchenkunst kam zum Vorschein, ein Triptichon, dessen Außenflügel fehlen. Höhe 1,60 m, Breite 1,78 m. Die ganze Fläche ist aufgeteilt in sechs Felder. Die oberen drei sind aus Eichenholz geschnitzt, jede Fläche für sich. Sie zeigen Christus vor der Höllenpforte, Christi Auferstehung und Christus als Gärtner vor Maria Magdalena. Die Bemalung dieser Bildwerke ist im 18. Jahrhundert erneuert worden, die ursprüngliche war größtenteils golden auf Kreidegrund. Die unteren drei Felder bestehen aus einer Marmorplatte und zeigen die Kreuzigung, die Kreuztragung und die Geißelung. Einzelne Teile dieser Marmorbilder, wie die Gesichter, Kleidersäume usw., sind farbig gehalten. Die einzelnen Felder sind gekrönt von spätgotischen, ursprünglich ebenfalls goldenen Baldachinen. Die alte Predella ist zerstört, sie enthielt die Einsetzung des Abendmahls. Man sieht nur noch den satten blauen Grund mit den kleinen goldenen Sternen und den goldenen Heiligenscheinen der an der Rückenwand sitzenden Personen.

Die Entstehungszeit des Altars liegt nach den verschiedenen Anhaltspunkten zwischen 1475 und 1500. Der Meister des Altars ist nicht bekannt, er war aber ein Zeitgenosse Hermann Rodes und Bernd Notkes, der beiden bekannten Lübecker Künstler. Anscheinend handelt es sich um zwei Bildschnitzer; denn die Holzbilder sind viel steifer gehalten und haben lange Köpfe, die Marmorbilder sind feiner durchgearbeitet, sind lebendiger gehalten und zeigen runde Köpfe.

Ursprünglich befand sich der Altar nicht in der Kapelle, sondern er wird in die Grevendenkapelle des Domes gehört haben. Diese enthielt zwei Altäre, von denen der eine der bekannte Memling von 1491 ist. Der zweite wird der aufgedeckte sein; er wurde 1645 beim Neubau des St. Jürgen-Gotteshauses hierher gestiftet. Wenn der Altar auch nicht zu den ersten Werken der Lübecker Kunstgeschichte gehört, so steht er doch wegen der Verwendung des Werkstoffs,

gleichzeitig Holz und Marmor, einzig da. Vergleichstücke haben sich in Lübeck und Norddeutschland bis jetzt nicht gefunden.

Lübeck.

J. Warncke.

**Norddeutsche Backsteingotik.** 1862 und 1898 hat Fr. Adler seine grundlegenden Aufnahmen „Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates“ veröffentlicht. Sie geben nicht nur die Gesamtwirkung der Bauten wieder, sondern auch die in größerem Maßstabe dargestellte Einzelbauweise, schließlich in mehreren von Loeillot dargestellten Blättern die farbige Wirkung der bunt glasierten Ziegelsteine. Inzwischen hat Steinbrecht einen Teil der Ordensbauten Preußens ausführlicher behandelt. Viele Provinzialkonservatoren haben innerhalb der ihnen unterstellten Gebiete die Reste norddeutscher Backsteingotik untersucht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Auch einzelne Zeitschriften haben mit Vorliebe die Zeugen großartiger Baupflege des Mittelalters im Ziegelbau wiedergegeben. Trotzdem ist neuerdings der reine, unverputzte Ziegelbau derartig in Verruf gekommen, daß einzelne Gemeinden sich nicht scheuten, den sogenannten Rohbau zu verbieten. Da ist es wohl an der Zeit, auf die Schönheit der alten Backsteinbauten von Neuem hinzuweisen. In seinem Werke „Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland“ hat Gustav Wolf diese Tatsache gestreift. Dabei hat er ausgesprochen, daß die eigenartig norddeutsche Stadtschönheit durch die Herbheit und Strenge der Backsteinbauten gehoben und festgelegt wird. Jetzt singt ein neues Buch von Hans Much, ein Heimatbuch im wahrsten Sinne des Wortes, das hohe Lied von der Schönheit der Backsteingotik.\* Es gliedert seinen Stoff in die Leitsätze Kultur im Gegensatz zur Zivilisation, weist nach, wie die Gotik der Ausdruck der Kultur der Germanen gewesen. Diese Gotik will Much gegliedert haben in die Ordensgotik und Hansgotik. Zwei Städte, Lüneburg und Wismar, schildert er als die Gipfel der damaligen Bautätigkeit. Das Münster von Doberan ist nach seinen Ausführungen das Ideal eines deutsch empfundenen Innenraums. Den Kirchengebäuden, den Stadttoren und den Rathäusern sind dann noch besondere Abhandlungen gewidmet.

Ob die Annahme, daß die Gotik des deutschen Ritterordens vom deutschen Standpunkte aus die schönste und reinste Kulturleistung gewesen sei, die Hansgotik dagegen sich fremden Einflüssen nachgiebiger gezeigt habe, allgemeine Anerkennung finden wird, mag bezweifelt werden. Zutreffend ist es ja, daß französische und flandrische Einflüsse in der Hansgotik in reichlicherem Maße zu spüren sind. Aber sollten die Deutschritter ihre Eindrücke aus Syrien und den Gestaden des Mittelmeeres ganz bei Seite gelassen haben? Unserer Ansicht nach ist hier wenigstens eine Anlehnung des Burgenbaues nicht ganz auszuschließen.

Die bildlichen Wiedergaben in Netzdruck zeigen die Wirkung in der Landschaft sowie im Stadt- und Straßenbilde, das Herbe und die Größe der Erscheinung im Inneren und Äußeren, die raumbildende Kraft der Innenräume, die trotzige und zugleich malerische Erscheinung der Stadttore, schließlich die prächtige Durchbildung mancher Rathäuser. Es konnte allerdings nur die Wirkung der fertigen Bauten dargestellt werden. Für das Weben und Wirken des Baukünstlers in der Werkstatt fehlen die maßstäblichen Aufnahmen. Es handelt sich eben um eine Streitschrift, deren Ziele nur sind, wie das Ergebnis der künstlerischen Tätigkeit auf den Beschauer wirkt. Sie endet mit dem anerkennenswerten Spruch: „Laßt uns die Heimat sehen, dann werden wir sie lieben“. Man könnte den Ausführungen Muchs noch mehr zustimmen, wenn dieselben allgemein auf die Backsteinbauten des Mittelalters ausgemünzt wären.

K. M.

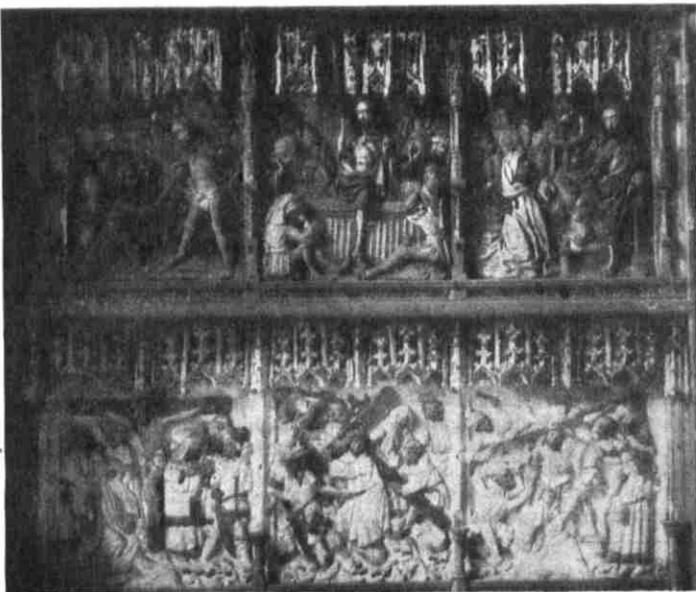
\* Norddeutsche Backsteingotik. Ein Heimatbuch von Hans Much. Hamburg 1917, M. Glogau jr. In gr. 8°. 38 S. Text und 72 S. Abbildungen. Steif geh. 4,75 Mark.

Inhalt: Zur Denkmalpflege in Augsburg. — Die Ordensburgen Kurlands. — Vermischtes: Mittelalterlicher Schnitzaltar in der St. Jürgenkapelle in Lübeck. — Norddeutsche Backsteingotik.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Fr. Schultze, Berlin.

Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.

Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.



Spätgotischer Schnitzaltar aus St. Jürgen in Lübeck.